

# Carl Spitteler spricht zu uns

Autor(en): **Spitteler, Carl / [s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **50 (1946-1947)**

Heft 19

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671525>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gen Ausgabe Dr. Karl Sudoffs und der Fassung Dr. Bernhard Aschners. Theophrastus Paracelsus ist in Salzburg, seinem letzten Wohnort, am 24. Septembr 1541, jedenfalls an einem Leberkrebs, 48jährig gestorben. Seine zurückgebliebene Habe hinterließ er den Armen; sein Testa-

ment bezeugt auch im Begräbnisritus seine Treue zur katholischen Kirche, und zu seinem Grabe in der St. Sebastians Kirche in Salzburg pilgerte in Zeiten der großen Epidemien gläubig das Volk, um zu beten.

Alice Suzanne Albrecht.

## Carl Spitteler spricht zu uns

Der Dichter darf nicht nur ein Gestalter, er muß auch ein Weiser und Seher sein. Daß Carl Spitteler ein Weiser und Seher war, wissen mindestens jene, die von seiner oft zitierten Rede über den „Schweizer Standpunkt“ gehört haben, auch wenn sie sich weder in den „Olympischen Frühling“, noch in „Prometheus und Epimetheus“ vertieften. Als Weiser tritt uns der Dichter auch in dem siebenten Bande der im Artemis-Verlag in Zürich erscheinenden Gesammelten Werken entgegen. „Ästhetische Schriften“ ist er überschrieben und enthält eine bunte Fülle von meist kürzeren Gedankengängen, Schilderungen, Dialogen und kritischen Bemerkungen, die den Leser durch die Schärfe der Formulierung wie durch die Treue des Bekenntnisses frappieren. Ein paar leicht gekürzte Auszüge mögen das beweisen.

### Von der Güte

Was mich an der gegenwärtigen Literaturtätigkeit und Literaturbetrachtung immer wieder überrascht, ist die Abwesenheit einer Eigenschaft, die ehemals für die selbstverständlichste Voraussetzung aller Kunstübung und Kunstempfänglichkeit gehalten wurde: die Herzensgüte. Diese galt zu der Zeit, als unsere Klassiker jung waren, geradezu für den Prüfstein der Kunstbegabung. Ein herzenskalter Mensch, ein unkünstlerischer Mensch.

Der gleichen scheint uns heute viel zu gering. Wir gebens mit Donner und Blitz. Promethischer Trotz, olympische Verachtung, niederschmetternde Persönlichkeit, das ist das Mindeste. Titanische Naturen: Meschylos, Dante, Michelangelo, Beethoven, das lassen wir uns gefallen.

Wohl. Sehen wir uns einmal diese Titanen näher an. Hat nicht Dante neben der Hölle ein

Jegeseuer und ein Paradies geschaffen? Michelangelo neben dem Moses eine Eva? Vor lauter titanischen Grimassen ist uns sogar das Verständnis der echten Titanen abhanden gekommen... Ja, meint man denn, Beethoven wollte uns imponieren? Bewahre, imponieren wollen uns bloß die Großhänse; die wahren Großen sind dazu viel zu gut, die wollten weiter nichts als uns beseligen. Oder nein, nicht einmal das, sie wollten einfach ihre Sache recht machen. Weil sie aber gut und groß waren, kam dabei etwas Beseligendes heraus.

### Naivität

Naivität ist vielleicht das, was unserer zeitgenössischen Literatur am meisten gebricht. Ich meine Naivität des Schaffens. Naiv schafft, wer unbekümmert um alles andere, um Vorbilder, ästhetische Gebote und Verbote, um Weisheit und Urteil der Zeitgenossen, einfach sein Ziel auf geradem Wege verfolgend, die Aufgaben, die ihm Inspiration und Thema gesetzt haben, zu lösen sucht... Er tut unbefangen, was zu tun ist, geht die tausendmal begangenen Wege zum tausendundersten Male, schreibt eine Ilias nach Homer, wofern ihn das Herz dazu zwingt, oder, wenn das Beispiel besser mundet, eine Romeo und Julia (auf dem Lande) nach Shakespeare, reimt Herz auf Schmerz, und Sonne auf Wonne, wofern es der Sinn verlangt — und siehe da: die abgedroschensten Garben geben ihm neue Weizenkörner, und die Kreuzwege blühen unter seinen Schritten, als ob gerade hier der Frühling seinen Lieblingsitz aufgeschlagen hätte. Doziere, beweiße, warum dies und das geradezu unmöglich sei, der Naive tut's und siehe da; es war möglich und leicht.

## Von der Autorität

Blindem Autoritätsglauben das Wort zu reden bin ich gewiß der letzte, allein ich halte dafür, daß der Urteilspruch von Autoritäten nicht ohne weiteres, das heißt ohne Nachdenken beiseite geschoben und einfach überschrien werden solle, sondern daß man ihn anhöre und zwar ehrerbietig anhöre. Es gibt nämlich wirklich Autoritäten. In der Wissenschaft sind es diejenigen, die mehr wissen, in den Künsten jene, die mehr können als andere. Daß der Nichtwissende zu schweigen hat, wenn ein hervorragender Gelehrter über sein Fach redet und urteilt, scheint jedem selbstverständlich; daß aber diejenigen, die nichts geleistet haben, vor solchen, die Hervorragendes geleistet haben, das Dozieren einstellen und das Predigen dämpfen sollen, um lieber bescheiden zu

fragen als zuversichtlich zu verkünden, diese Wahrheit scheint schwieriger verständlich zu sein. Zumal in Angelegenheiten der Poesie glaubt jeder, dem die Natur ein Maul geschenkt hat, seine Stimme laut geben zu dürfen. Und wie laut! Wenn es einmal dahin gekommen ist, dann wird es in der Literatur eines Volkes wüste und leer, und die öffentliche Meinung wird in diesem Fall von jenen geleitet, die am lautesten, am öftersten und am zahlreichsten schreien . . . Nun kann gewiß auch die Autorität irren, allein sie irrt anders als jene irren, die nichts sind. Ihre Irrtümer beruhen auf Einseitigkeit, ihre Korrektur ist leicht; die Irrtümer der Nichtse dagegen entstammen der instinktiven Feindschaft gegen das Große und Echte, und diese Irrtümer können nur mit der Peitsche korrigiert werden.

### *Lilienbotschaft*

Martin Schmid

Der Sommer schickt die Lilien aus  
und blaues Sensenläuten,  
dass sie im Land von Haus zu Haus  
die alte Botschaft deuten.

Das alte Wort: Nun sorget nicht,  
ich schreite durch die Saaten,  
in Regenflut und Sonnenlicht  
vollend ich meine Taten!

Das Weizenkorn wird göttlich Brot,  
ich bin in aller Wandlung,  
ich steige auf aus eurer Not  
in heilig-stiller Handlung.

Eh überm Wald der Stern noch steigt,  
eh leise ihr's gebeten,  
hab ich mich unsichtbar geneigt,  
bin unter euch getreten.

Der Sommer schickt die Lilien aus,  
die Frucht lacht rot am Aste.  
Die Rosen blühen vor jedem Haus:  
Tritt ein und sei zu Gaste!

Und brich das Brot, und heb den Krug,  
die Lippe kühl zu tränken,  
uns allen, Brüder, wird genug,  
wenn wir uns fromm verschenken!

## Schweizerschule, für wen und warum?

Im Frühling 1939, als die Schweiz allen Grund hatte, sich in ihrer Unabhängigkeit bedroht zu fühlen, als man sich bei uns langsam bewußt wurde, wie nahe nationale Souveränität und Eigensprachlichkeit sich gegenseitig bedingen, kam die erste praktische Sprachlehre für Schweizerdeutsch in den Buchhandel. Auf Grund dieser Grammatik wurden Kurse für Dialekt durchgeführt; zunächst waren sie vorwiegend von Wel-

schen und Tessinern besucht, die einen deutsch-schweizerischen Dialekt erlernen wollten, ferner von ursprünglichen Reichsdeutschen, die sich endlich bequemten, mit der Umgangssprache des Landes, in dem sie zum Teil schon seit Jahrzehnten wohnten, vertraut zu werden.

Im Sommer 1940 erschienen dann aus dem kriegüberzogenen Frankreich viele unserer heimgekehrten Landsleute. Die schweizerische Winter-